Vladimir Sorokin

BRO

Roman

Aus dem Russischen von Andreas Tretner

BERLIN VERLAG

DIE KINDHEIT

Geboren wurde ich 1908 auf dem Gut meines Vaters Dmitri Iwanowitsch Snegirjow. Dieser zählte seinerzeit zu den größten Zuckerfabrikanten Russlands und besaß zwei Landgüter: eines in Waskelowo nahe Sankt Petersburg, wo ich zur Welt kam, das andere im ukrainischen Bassanzy, Gouvernement Charkow, wo ich meine Kindheit verbrachte. Außerdem gehörte der Familie noch ein kleines, aber gemütliches Holzhaus in Moskau, Uliza Ostoshenka, und eine große Wohnung in der Millionnaja in Petersburg.

Das Gutshaus in Bassanzy hatte mein Vater eigenhändig errichtet – noch in den »Troglodytenzeiten« seines Zuckergeschäfts, als er eben erst zweitausend Desjatinen fruchtbaren ukrainischen Boden zum Rübenanbau erworben hatte. Er war der erste russische Zuckerfabrikant, der selbst anbaute, statt die Rüben den Bauern abzukaufen, wie es Sitte war. Die Fabrik stellten Großvater und er gleich daneben hin. Ein Gutshaus hätte es eigentlich gar nicht gebraucht, da die Familie zu jener Zeit schon in der Hauptstadt Sankt Petersburg wohnte. Doch der Großvater, von Natur aus misstrauisch, bestand darauf. »In unsicheren Zeiten wie diesen gehört der Chef in die Nähe der Rüben und der Fabrik.«

Vater mochte Bassanzy nicht besonders.

»Ein Paradies der Fliegen«, pflegte er zu sagen.

»Die kommen ja nur deines Zuckers wegen!«, entgegnete die Mutter lachend.
Fliegen gab es dort wirklich jede Menge. Den ganzen Sommer über war es heiß. Dafür waren die Winter prächtig: mild und schneereich.
Das Gut in Waskelowo erwarb Vater erst später, als er schon ein sehr reicher Mann war. Ein ehrwürdiges Haus mit strenger Fassade, Säulenportal und zwei Seitenflügeln. Dort kam ich auf die Welt. Es war eine Frühgeburt, zwei Wochen vor dem Termin. Der Grund dafür sei das merkwürdige Wetter gewesen, das an jenem 30. Juni herrschte, sagte meine Mutter. Trotz Windstille und wolkenlosem Himmel habe man plötzlich von ferne ein Gewitter grollen gehört. Ein ungewöhnliches Rumoren, das Mama nicht nur gehört, sondern mit der Frucht ihres Leibes, nämlich mir, *gespürt* haben will.
»Der Donner hat dich sozusagen hervorgetrieben«, erzählte sie. »Es ging ganz einfach. Du warst gesund und wogst so viel wie ein normal geborenes Kind.«
Die ganze darauf folgende Nacht zum 1. Juli blieb der Nordhimmel ungewöhnlich hell erleuchtet, es gab eigentlich gar keine Nacht: Das Abendlicht ging ins Morgenlicht über. Was sehr sonderbar war, denn die weißen Nächte pflegen Ende Juni vorüber zu sein.
»Der Himmel leuchtete dir zu Ehren!«, scherzte Mama.
Sie gebar mich auf dem harten und allzeit kühlen Ledersofa in Vaters Arbeitszimmer, wo sie von den Geburtswehen überrascht wurde – »mitten hinein in einen blöden Disput über ein altes Blumenbeet und den neuen Gärtner«. An der dem Sofa gegenüberliegenden Wand standen in Eichenholzregalen die Zuckerhüte: jeder ein Pud schwer, gegossen aus dem Zucker einer bestimmten Ernte, mit aufgedruckter Jah-

reszahl. Die massiven weißen Kegel aus purem Zucker werden das Erste gewesen sein, was ich von dieser Welt zu Gesicht bekam; jedenfalls prägten sie sich meinem kindlichen Gedächtnis zur selben Zeit ein wie die Gesichter von Mutter und Vater.

Man taufte mich auf den Namen Alexander, zu Ehren Seiner Heiligkeit, des legendären russischen Heerführers Alexander Newski, und im Gedenken an Alexander Sawwitsch, meinen Urgroßvater, der die Kaufmannsgeschäfte der Snegirjows begründet hatte. Gerufen wurde ich allerdings auf die verschiedenste Weise: Vater sagte Alexander zu mir, Mutter Schura und die Tante Saschenka; die Schwestern nannten mich Schurjonok; mein ältester Bruder Wassili rief mich Alex, Wanja, der nächstjüngere – Sanja; für Madame Panaget, die Gouvernante, war ich Sashá, Fuhrmann Frol sprach mich mit Lexander Dmitritsch an und Pferdeknecht Gawril mit »kleiner Herr«.

Wir waren sieben Kinder in der Familie: vier Söhne und drei Töchter; eine davon – Nastja – kam mit einem Buckel zur Welt. Ein weiterer Junge starb mit fünf Jahren an Poliomyelitis.

Ich war ein Nachzügler, mein Bruder Wassili schon siebzehn, als ich geboren wurde.

Mein Vater war ein großer, mürrischer Mann mit kahlem Kopf und langen, kräftigen Armen. Ein widersprüchlicher Charakter: energisch, wenn es darauf ankam, grob und herrisch, ansonsten ein skeptischer Grübler, Pedant noch dazu. Manchmal erschien er mir wie eine Maschine, die von Zeit zu Zeit kaputtging, sich jedoch selbst zu reparieren wusste und dann wieder lief wie am Schnürchen. Er vergötterte den Fortschritt, hatte die Verwalter seiner vier Betriebe zum Studium nach England geschickt. Selbst hegte er eine Abnei-

gung gegen andere Länder, meinte immer, dort müsse man nach deren Pfeife tanzen. Er war für Fremdsprachen ausgesprochen unbegabt, sein Französisch bestand aus drei Dutzend angelernten Sätzen. Wie Mutter erzählte, verlor er auf Reisen leicht die Fassung, fühlte sich nicht wohl in seiner Haut. Er entstammte einem alten Kaufmannsgeschlecht, Kornhändler aus Saratow, die mit der Zeit zu Fabrikanten geworden waren. Der großen Snegirjow'schen Sippe gehörten vier Zuckerfabriken, eine Großkonditorei und eine Schifffahrtsgesellschaft. Als junger Mann hatte Vater an der Polytechnischen Fakultät der Saratower Universität studiert, das Studium jedoch im dritten Jahr aus unerfindlichen Gründen hingeworfen. Und war kurz darauf ins Familienunternehmen eingestiegen. Ungefähr alle acht Wochen hatte er einen trübseligen Alkoholabsturz, glücklicherweise nie länger als drei Tage; dabei kam es vor, dass er das Mobiliar demolierte und die Mutter unflätig beschimpfte, doch nie erhob er die Hand gegen sie. Anschließend entschuldigte er sich jedes Mal bei ihr, fuhr erst ins Dampfbad und dann in die Kirche, um zu beichten. Sehr fromm war er allerdings nicht.

Um die Kinder kümmerte er sich nicht im Geringsten. So waren wir der Fürsorge der Mutter, der Ammen und Gouvernanten sowie der Verwandten überlassen, die auf den beiden Gütern in großer Zahl lebten.

Meine Mutter war das Musterbild der russischen Frau, die sich für das Wohl ihrer Kinder und der Familie aufopfert. Sie war bemerkenswert schön (je zur Hälfte Ossetin und Russin – als Letztere von Kosaken am Terek abstammend), begabt mit einem heißen Herzen und einer weiten Seele und schenkte ihre uneigennützige Liebe zuvörderst dem Vater, der sie auf dem Jahrmarkt von Nishni Nowgorod gesehen

und sich sofort unsterblich in sie verliebt hatte, und dann uns Kindern. Überdies war Mutter von einer Gastfreundschaft, die an Unverstand grenzte: Jedem zufällig hereinschauenden Besuch wurde das Weiterfahren entschieden unmöglich gemacht.

Zwar war ich das Nesthäkchen der Familie, aber nicht unbedingt ihr Liebling. Der Vater favorisierte den aufgeweckten, doch folgsamen Ilja, in dem er seinen Nachfolger sah, während die Mutter mehr als alle den schönen, zarten Wanja anhimmelte, der seinerseits Bücher, die von Königen handelten, und Quarkkeulchen, mit Sauerkirschen gefüllt, über alles liebte. Wassili, dem die Kraft in den Armen und der Schalk im Nacken saß, galt beim Vater als Tunichtgut (»nichts als Flausen im Kopf«) und ich als Faulpelz. Meine drei Schwestern lagen charakterlich sehr beieinander: lebensfroh und energiegeladen, dabei recht egozentrisch und empfindlich – leicht zum Lachen ebenso wie zum Weinen zu bewegen, schwer wieder davon abzubringen. Alle drei musizierten sie mit großer Hingabe; am weitesten brachte es die bucklige Nastja, die sich ernsthaft anschickte, das Klavierspielen zum Beruf werden zu lassen. Im Verhältnis zum Vater unterschieden sich die Mädchen am meisten: Arischa, die Älteste, vergötterte ihn, Wassilissa, die Mittlere, empfand vor allem Furcht und Nastja, die Jüngste, nichts als Hass.

Die Familie lebte auf vier Orte verstreut: Wassili in Moskau, wo er sich eine Ewigkeit abmühte, Advokat zu werden, Arischa und Wassilissa in Petersburg, Wanja und Ilja in Waskelowo, Nastja und ich in Bassanzy.

Bis zu meinem neunten Lebensjahr lebte ich auf dem Gut und wurde dort auch unterrichtet: Außer der französischen Gouvernante, die mich in Fremdsprachen und Musik unter-

wies, hatte ich einen Hauslehrer namens Didenko: ein junger Mann von unvorteilhaftem Äußerem und provinziellen Manieren, der mir mit leiser, einschmeichelnder Stimme all das weitergab, was er selber wusste. Die großen Eroberungen der Geschichte sowie die Himmelskörper waren seine beiden Lieblingsthemen. Wenn er von den Feldzügen Hannibals sprach und von Sonnenfinsternissen, war er ein anderer als sonst, seine trüben Augen glänzten. Daher wusste ich beim Eintritt ins Gymnasium Attila von Alexander dem Großen und den Jupiter vom Saturn fein zu unterscheiden; in russischer Sprache und Rechnen sah es schlechter aus.

Meine Kindheit bis zu diesem Moment war eine rundum glückliche Zeit. Die ukrainische Natur in ihrer Wärme und Freigebigkeit war wie eine Wiege für mich: Ich ging mit den Söhnen des Gutsverwalters fischen und Vögel fangen, fuhr im englischen Motorboot des Vaters über den Dnepr, botanisierte mit meiner Französin, ulkte und musizierte mit Nastja, saß während der Rüben- und Getreideernte beim Fuhrmann auf dem Bock, ging mit Mutter und den Tanten zur Kirche, ließ mir vom Pferdeknecht das Reiten beibringen und richtete des Abends mit Didenko das Fernrohr auf die Sterne.

Alljährlich im August versammelte sich die ganze Familie in Waskelowo.

Die südliche Landschaft der Ukraine wich der des russischen Nordens, anstelle von Kastanien und Pappeln war unser weißes Säulenhaus dort mit strengen, düsteren Fichten umstellt. Zwischen ihren jahrhundertealten Stämmen blinkte der See, vom Haus führten viele steinerne Stufen geradewegs zu ihm hinunter. Gern saß ich auf dem bemoosten Granit der untersten und warf, die Beine überm Wasser baumeln lassend, Steine in den See, sah dem sich bildenden Wellenkreis zu,

wie er sich zügig vergrößerte, hinwegglitt über die glasklare Oberfläche, zum steinigen Ufer heran.
Der See war stets kühl und glatt. Dafür lärmte und zwitscherte unsere vielköpfige Familie wie ein Vogelschwarm im Frühling. Nur der griesgrämige, wortkarge Vater erschien als einsamer schwarzer Rabe in diesem Schwarm. Ich selbst fühlte mich pudelwohl im Kreis meiner Verwandten, der, so wie die Kreise im Wasser, zusehends größer wurde, denn die Verwandtschaft auf beiden Landgütern hatte beständig neuen Zuwachs und Zulauf. Vaters Reichtum ebenso wie Mutters offene Hand und Barmherzigkeit, die Behaglichkeit des Anwesens und der hier herrschende Wohlstand zogen die Menschen in Scharen an. Allerlei Gnadenbrotempfänger, pilgernde Mönche und versoffene Schauspieler, Kaufmannswitwen und an der Spielsucht gescheiterte Majore schwärmten wie Bienen durch die Gästezimmer in Haupt- und Seitenflügeln. Wenn an normalen Tagen zum Mittagessen gerufen wurde, war für durchschnittlich zwanzig Personen eingedeckt. An Feier- oder Geburtstagen mussten im Speisezimmer des nördlichen Gutshauses drei Tische zusammengerückt werden, und in Bassanzy verlegte man die Tafel gleich in den Garten, unter die Apfelbäume.
Der Vater schritt dagegen nicht ein. Wahrscheinlich sagte dieser Lebensstil ihm zu. Allerdings ließen sich während der ausschweifenden Familienfeste auch keine Zeichen sonderlicher Begeisterung aus seinem Gesicht ablesen. Lachen und weinen konnte er ohnehin nur, wenn er sehr betrunken war. Und nie habe ich das Wort »Glück« aus dem Mund des Vaters gehört. Ob er deswegen unglücklich war? Ich weiß es nicht.
Mama jedenfalls war glücklich, ganz ohne Zweifel. Ihre heitere, beschwingte, philanthropische Natur schwebte und

flatterte über allem. Auch wenn sie gern einmal sagte, Glück sei für sie, wenn sie so viel um die Ohren habe, dass keine Zeit zum Nachdenken bleibe.

In diesem menschlichen Bienenkorb also wuchs ich heran – ein gesundes, glückliches Kind.

Genau wie Mama verschwendete ich nicht viel Zeit für müßige Gedanken, wenn ich an heißen Julitagen vom Kutschbock des staubbedeckten Zweispänners sprang und durch die Suite angenehm kühler Zimmer fegte, den Klängen der »Barkarole« entgegen, mit einem Sträußchen Walderdbeeren in der Hand, das ich, auf weitab gelegenen Wiesen gepflückt und mit einem Grashalm zusammengebunden, der Klavier spielenden Nastja überreichte, um ihr gleichzeitig eine Schnecke oder ein Heimchen auf den Buckel zu setzen, was einen Aufschrei nach sich zog, einen Schwapp Milch aus ihrem Glas in mein Gesicht, ein paar flache Hiebe mit Tschaikowskis »Jahreszeiten«, schließlich die Versöhnung und den gemeinsamen Verzehr der süßen Beeren auf dem sonnenwarmen Fensterbrett.

Nur eine Merkwürdigkeit gab es, die mich als Kind ängstigte und fesselte zugleich.

Es war ein Traum, den ich immer wieder träumte. Ich sah mich am Fuß eines gewaltigen Berges, so unabsehbar gewaltig, dass mir die Knie *weich* wurden. Der Berg war wirklich *schrecklich* groß. So groß, dass ich zu weichen und zu *bröseln* begann. Sein Gipfel reichte in den blauen Himmel. Bis dort hinauf war es *unglaublich* hoch. So hoch, dass ich nachgab und zerging wie ein Brötchen in der warmen Milch. Mit dem Berg musste ich mich abfinden. Er stand da. Wartete darauf, dass ich seinen Gipfel ins Auge fasste. Das war alles, was er von mir wollte. Ich aber brachte es *einfach* nicht fertig, den Blick zu heben. Wie auch? So geduckt, so am Bröseln und

Zergehen. Der Berg aber wollte *unbedingt*, dass ich schaute. Und ich verstand, dass ich restlos zerbröseln würde, wenn ich *nicht* schaute. Zu Brotsuppe werden, *unwiderruflich*. Ich nahm meinen Kopf in die Hände und stemmte ihn nach oben. Er hob sich, ganz, ganz langsam. Und ich schaute, schaute auf den Berg. Doch den Gipfel, den sah ich nicht. Denn er war hoch, so hoch. Und er floh, floh mich *auffallend*. Ich keuchte, biss die Zähne zusammen, fing doch an zu heulen. Und hob weiter, Stück für Stück, meinen schweren Kopf. Bis mir auf einmal das Rückgrat zerbrach, ich zerfiel in nasse Brocken, klatschte rücklings zu Boden. Und sah den Gipfel. Er lag im LICHT. Ein Leuchten, so strahlend, dass ich darin *verschwand*. Und das war so *schrecklich* schön, dass ich erwachte.

Morgens war dieser Traum mir in allen Einzelheiten gewärtig, und ich erzählte ihn meinen Angehörigen beim Frühstück. Die aber waren nicht sehr beeindruckt davon.

»Weniger spinnen, mehr an die frische Luft gehen!«, riet mir Vater auf die brachiale Art, die für ihn typisch war. Mutter segnete mich für die Nacht, besprengte mich mit geweihtem Wasser und legte mir ein Ikonenbildchen Panteleimons, des Heiligen Arztes, unters Kopfkissen. Meine Schwestern fanden an dem Traum nichts Außergewöhnliches. Die Brüder hatten gar nicht erst zugehört.

Tagsüber konnte der rätselhafte Berg dann für mich in den verschiedensten Formen wieder auftauchen: als Schneewehe vor dem Haus, Tortenstück auf dem Teller der Schwester, Wacholderbusch, den der Gärtner zur Pyramide zurechtgestutzt hatte, Nastjas Metronom, ein Zuckerhaufen in Vaters Fabrik oder mein Kopfkissenzipfel.

Die wirklichen Berge interessierten mich hingegen wenig. Der prächtige Atlas mit der Aufschrift *Les plus grands fleuves*